



Gruppenfoto vor der Divinity School of Chung Chi College. Die beiden in der vordersten Reihe (2. und 4. v. r.) sind für die spirituelle und pastorale Schulung zuständig. Die anderen sind Professoren und Professorinnen oder Lehrbeauftragte in den Bereichen Altes Testament, Neues Testament, Systematische Theologie, Ethik, Geschichte des Christentums, Missionswissenschaft, Praktische Theologie, Gender Studies.

Theologische Ausbildung im chinesischen Kontext

Dozent

Projekt-Nr. 222.1012

25. Rundbrief

Februar 2019

Tobias Brandner

Hongkong

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Freundinnen und Freunde,

Wie tönt die Oper Carmen im Gefängnis? Was geschieht, wenn ein Insasse die Nerven verliert? Weshalb rezitieren chinesische Christen ein hellenistisches Glaubensbekenntnis? Und weshalb hat die chinesische Regierung Angst vor den Christen? – Das sind einige der Themen, denen ich in den vergangenen Monaten begegnet bin. Zum Eintritt ins neue chinesische Jahr, dem Jahr des Schweines, sende ich Euch liebe Grüße aus Asien.

Ein Insasse, der die Nerven verliert



Gefängnisse in Hongkong haben eine sehr hohe Zahl von Gefängnisangestellten. Ein möglicher Vorteil eines solchen Arrangements ist, dass sie ein hohes Mass an interner Sicherheit und Korrektheit garantieren. Der Nachteil ist, dass das Leben im Gefängnis hochgradig kontrolliert ist und wenig Freiraum für die Insassen selbst besteht.

Hongkong ist einer der sichersten Orte der Welt, etwas, was uns ständig angenehm bewusst ist. Diese Sicherheit gilt auch für Hongkongs Gefängnisse, die zu den weltweit sichersten gehören. Während meiner langen Zeit als Seelsorger in den Gefängnissen habe ich eigentlich noch nie eine gewalttätige Auseinandersetzung im Gefängnis miterlebt. Die Fälle von Gewalt, die ich erlebt habe, sind an zwei Händen abzählbar und nie war ich Augenzeuge: einige Male fand ich Opfer von gewalttätigen Auseinandersetzungen in Isolationshaft wieder, teils mit sichtbaren Wunden der Schlägerei; dazu gehört auch ein Insasse, der offensichtlich von Aufsehern verprügelt worden ist. Und einmal wurde mit der Schlägerei absichtlich gewartet, bis der Pfarrer die Werkstätte der Inhaftierten verlassen hatte. Das ist als Bilanz von über zwei Jahrzehnten verblüffend wenig. Und es widerspricht dem sozial konstruierten Bild, dass Gefängnisse zwingend Orte des Schreckens sind – quasi ein Sartre'sches Huis Clos, wo die

Mithäftlinge einem zur Hölle werden. Ich will damit in keiner Weise behaupten, dass Gefängnisse angenehme Orte sind oder dass das Leben im Gefängnis nicht enormes Leiden bedeutet. Doch das Leiden im Gefängnis beruht zuerst nicht so sehr auf dem, was einem von Mitgefangenen angetan wird, sondern liegt vielmehr in dem, was einem vom System angetan wird, in der Trennung von der Gemeinschaft draussen und in Gefängnisregeln, die einzig darauf abzielen, das Leben der Inhaftierten schwer zu machen. Oder in anderen Worten: das Leiden im Gefängnis ist quasi fremd-gemacht, nicht selbst-gemacht.

Kürzlich jedoch geschah es tatsächlich, dass ich direkt daneben stand, als ein Konflikt gewalttätig zu werden begann. Ich stand in der Schreinerei im Gefängnis Shek Pik. Kein Ort, an dem ich gerne lange verweile, denn es ist oft laut und staubig dort, also kein Ort für ein gemütliches Seelsorgegespräch. Falls ich doch einmal ein längeres Gespräch führe, ziehe ich mich in eine kleine Glaskabine für die Raucher zurück, wo allerdings fast die bessere Luft herrscht als in der Werkstätte.

Ich stand also da, als ein junger Mann anfang, laut einen anderen Insassen zu beschimpfen und drohend auf ihn loszugehen, offensichtlich in der Absicht, ihn nicht nur verbal anzugreifen. Sofort, innert weniger Sekunden, bildete sich um beide Konfliktparteien ein Ring von anderen Insassen, die jedoch nicht die beiden Parteien anfeuerten, sondern im Gegenteil je die eine Partei von der anderen abschirmten. Ein kräftiger Insasse umklammerte den Aggressor von hinten, fest, kontrolliert und fast zärtlich, um ihn zu beruhigen. Alle Insassen sind daran interessiert, dass Spannungen nicht in offene Konflikte übergehen, denn es bedeutet für alle Beteiligten nur Ungemach – und auch für die Aufseher, die froh sind um Konfliktlösung durch Gefangene selbst. Diese kleine Begebenheit ist ein Beispiel dafür, wie die Gefängnisgemeinschaft ihre eigenen Wege hat, um das Elend des Gefängnisses zu bewältigen und Spannungen zu lösen, und wie wichtig die Gemeinschaft ist, um Konflikte zu lösen.

Bizet im Gefängnis

Nancy Loo, bald 70jährig, ist eine unserer langjährigen Freiwilligen in der Gefängnisarbeit. Sie ist eine lokal bekannte Konzertpianistin und gelegentliche Schauspielerin und hat eine erstaunliche Zahl von jungen Freunden aus der Musikwelt. An einem Sonntag brachte sie eine Musikerin und einen Musiker mit ins Shek Pik Gefängnis: Sunny, einen jungen Ocarina-Flötisten, und Carol, eine Opernsängerin. Ocarinas sind kleine, aus Italien stammende Tonflöten, die es in vielfältigen Formen gibt und die in Japan weiterentwickelt



Ocarina

wurden. Der Gottesdienst im Gefängnis mit etwa 30 Insassen begann ganz gewöhnlich, mit zwei Liedern und einer kurzen Besinnung eines anderen langjährigen Freiwilligen. Dann übernahm Carol. Sie hatte kürzlich die Hauptrolle in Bizets Oper Carmen inne und sang nun das berühmte Lied von Carmen («L'amour est un oiseau rebelle») vor allen Insassen, um gleich darauf in eine ganz andere Tonlage zu wechseln und den bekannten Schlager ‚Via Dolorosa‘ von Sandi Patti mit uns zu singen.

Während des Mittagessens erzählt mir Carol, dass heute die besten Opernsängerinnen aus Korea oder China oder Taiwan stammen, weil in Italien nur wenige bereit seien, in solch intensive Musik zu investieren. Asiaten werden oft kritisiert, Ideen aus dem Westen zu kopieren. Mich beeindruckt, wie diese jungen Musikerinnen und Musiker ohne Berührungsängste eigenwillig und leidenschaftlich grossartige Kulturgüter aus dem Westen aufnehmen und weiterentwickeln – Ocarina-Flöten und Arien – und diese ganz unwestlich mit einem ebenso passioniert gelebten Glauben verknüpfen. Und Nancy bin ich dankbar dafür, dass sie das beste aus der Welt der Kunst ins Gefängnis bringt. Die meisten Gefangenen haben wohl noch nie eine westliche Oper gehört und gesehen.

Kein Problem mit dem Nizänokonstantinopolitanum

Dieser Zungenbrecher steht für ein Glaubensbekenntnis, das aus dem vierten Jahrhundert stammt und von vielen Kirchen weltweit im Rahmen ihres Gottesdienstes rezitiert wird. Im vergangenen Semester habe ich zum ersten Mal einen Kurs zum Thema «Geschichte des Christentums in Asien» unterrichtet. Bisher hatten wir regelmässig Kurse zur Geschichte des Christentums im Westen sowie in Hongkong und in China angeboten. Doch die reiche Geschichte des Christentums in Asien wurde von beiden Seiten etwas vernachlässigt. Dieser Kurs sollte dem Abhilfe schaffen. Wer weiss denn schon, dass das Zentrum des asiatischen Christentums für mehrere Jahrhunderte in Ctesiphon lag, südlich von Baghdad, und dass viele zentralasiatische Städte einmal wichtige Zentren des Christentums waren? Wer weiss, dass Kublai Khan, der erste mongolische Kaiser Chinas und Begründer der Yuan Dynastie, eine christliche Mutter hatte und dass ihm der christliche Glaube nicht fremd war? Und wer erinnert sich, dass Kim Il-Sung, der Grossvater des jetzigen nordkoreanischen Herrschers, aus einem Pfarrhaus kam? Für mich bedeutete der Kurs ein spannendes intellektuelles Eintauchen in die vielfältige Welt Asiens, wo der christliche Glaube oft sehr marginal ist, doch teils auch enormen Aufschwung erlebt, nicht nur in den Philippinen, wo eine Mehrheit katholisch ist, sondern auch in Südkorea oder in Singapur.

Zwischenstück: Ein kleiner philosophischer Exkurs und ein Besuch in einem Tempel

Doch trotz aller positiven Aufnahme des christlichen Glaubens in Asien – man denke nur etwa an das, was oft ein «christliches Fieber» in China genannt wird – blieb bei mir ein Gefühl, dass sich das Christentum immer noch ungenügend auf die Realität Asiens einge-

lassen hat und dass Grundunterschiede weiter bestehen: eine Art Unvereinbarkeit zwischen dem, wie wir christlichen Glauben verstehen, und dem, was das Leben in Asien ausmacht. Das bedeutet nicht, dass sich Christentum und Asien ausschliessen müssen, denn das Christentum zeigt ja enorme Wandlungsfähigkeit – das ist ein Teil dieses inkarnatorischen Glaubens. Doch es ist, um ein Beispiel zu nennen, eine Eigenheit des Christentums, ähnlich wie anderer monotheistischer Glaubensformen, denkerisch Unterscheidungen zu vollziehen und differenzierende Kategorisierungen vorzunehmen. Das ist durchaus eine Stärke des Christentums und des abendländischen Denkens und ich möchte klare Unterscheidungen nicht missen. Doch viele Menschen in Asien vermeiden klare Unterscheidungen lieber, denn diese wirken eben trennend anstatt Menschen einander näherzubringen. Das zeigt sich auch im religiösen Leben, wie die folgende Geschichte zeigt:

Unterwegs mit einer kleinen Reisegruppe: Wir besuchen einen chinesischen Tempel, den Jade Kaiser Tempel. Im Erdgeschoss verbeugen sich einige Gläubige mit Räucherstäbchen vor Buddha. Vor der Buddha Statue stehen reich gedeckte Tische. Essen und Glauben geht Hand in Hand. Auch die Götter und Heiligen werden reichlich versorgt, nicht nur mit Früchten und mit Bechern alkoholischer Getränke, die vor ihrem Bildnis aufgestellt werden; auch ein Styropor-Behälter mit Reis und Fleisch, direkt von einem chinesischen Fastfood-Restaurant bezogen, steht da. Nicht die Götter sind in Eile, sondern die Gläubigen. Eine Treppe führt ins Obergeschoss, wo mehrere lokale Gottheiten angebetet werden.

Jemand aus der Gruppe stellt die naheliegende Frage: Was für ein Tempel ist das nun? Ein buddhistischer oder ein Tempel von Lokalgöttern? – Die Frage führt in die Abgründe der ost-westlichen Begegnung und die Schwierigkeit des gegenseitigen Verstehens. Buddhismus ist, im Gegensatz zu den monotheistischen Religionen, nicht exklusiv. Deshalb finden sich in vielen Tempeln Chinas Buddha-Statuen und allerhand lokale und regionale Gottheiten einträchtig nebeneinander. Alles geht scheinbar friedlich zusammen und ohne scharfe Grenzen ineinander über. Was viele Menschen im Westen an östlichen Religionen anzieht, ist genau diese Unschärfe, die fehlenden Trennungen und klaren Unterscheidungen. Die Sehnsucht nach Unschärfe ist verständlich, aber sie ignoriert, dass diese ebenso ihren Preis hat wie der westliche Hang zur Eindeutigkeit. Unterscheidung und systematisches Denken haben historisch in einem Ausmass transformierend gewirkt, das viele nicht missen wollen.

Warum hat sich das Christentum, als es nach China kam, nicht einfach auch im Tempel eingemietet? Warum konnte das Kreuz nicht einträchtig zwischen Buddha und Konfuzius stehen? Sind die westlichen Missionare schuld, dass das Christentum in einer exklusivistischen Form exportiert wurde? Das wäre eine Überschätzung des missionarischen Einflusses. Auch im postkolonialen und von westlicher Mission unabhängigen Christentum gab es keine echten Versuche, Christus und Buddha im gleichen Haus wohnen zu

lassen. Es scheint eben, dass sich die lokalen Menschen auch gelegentlich nach Eindeutigkeit, Grenzen und Unterscheidung sehnen.

Zurück zum Nizänokonstantinopolitanum

Da stand ich also vor meiner Klasse mit meinem Eindruck, dass das Christentum in vieler Hinsicht eben als Fremdkörper in vielen Kulturen Asiens erscheint und von vielen lokalen Christen durchaus so wahrgenommen wird. Ein Kollege aus Thailand gestand mir kürzlich in aller Ehrlichkeit, dass es ihm eigentlich schwer falle, die Radikalität der christlichen Gnadenlehre anzunehmen; er sei sich bewusst, dass er tief drinnen weiterhin einem Karma-Denken verhaftet sei, dem Glauben, dass wir säen, was wir ernten, und dass alles ewig auf uns zurückfällt. Was ihn am Christentum anziehe, sei die Zentralität der Liebe. Und er glaube, vielen anderen gehe es eigentlich ähnlich.

In diesem Sinne, und nachdenkend darüber, was Kontextualisierung im asiatischen Raum bedeute, fragte ich meine Studierenden provokativ, weshalb denn Christen im chinesischen Kontext weiterhin das Nizäno-Konstantinopolitanum rezitierten, das aus dem vierten Jahrhundert stammt, in seiner Terminologie tief in hellenistischer Philosophie verwurzelt ist und nichts mit dem lokalen Kontext zu tun hat. Wäre es nicht an der Zeit, ein eigenes kontextuelles Bekenntnis zu entwickeln? Die Antworten meiner Studierenden waren eine Lektion in Sachen Kontextualisierung: Warum, so meinten mehrere, sollten wir darauf verzichten? Ein Verzicht würde nur neue Konflikte eröffnen. Und beim Versuch, ein neues, ein kontextuelles Credo zu schreiben, könnte man leicht etwas falsch machen. Überhaupt sei es ja auch gar nicht so wichtig... Also, etwas ängstlich, etwas pragmatisch, vieles nicht so wichtig nehmend, und immer darauf achtend, Konflikte zu vermeiden: das scheinen Grundwerte zu sein, die im Umgang mit der christlichen Tradition zentral sind.

Der grosse, unbewältigte Konflikt

Doch bei aller Konfliktvermeidung: Konflikte bleiben, und sie gehen durch die ganze Gesellschaft hindurch. Einem grossen Konflikt, beziehungsweise dessen tragischen Auswirkungen, bin ich in den vergangenen Monaten im Gefängnis begegnet: Einige der jungen Demokratie-Aktivist*innen, die in der «Occupy Central Bewegung» (auch Schirmbewegung oder Umbrella Movement genannt) vor fünf Jahren aktiv gewesen waren, erhielten in den vergangenen zwei Jahren schmerzliche Haftstrafen. Und die Hauptinitiant*innen der Schirmbewegung warten in diesem Moment darauf, ob sie verurteilt werden oder nicht. Das Urteil soll in den nächsten Wochen gefällt werden. Es ist leider gut möglich, dass ich auch sie im Gefängnis werde antreffen müssen. Unter diesen Demokratie-Aktivist*innen ist eine überdurchschnittliche Zahl an Christen, etwa Zhu Yiu Ming, ein bereits über 70-jähriger Pfarrer, der sich seit mehreren Jahrzehnten konsequent für Demokratie einsetzt, oder der junge Joshua Wong, der zum internationalen Aushängeschild der Bewegung wurde. Er gehört der Tsung Tsin Mission Church an, die aus der Arbeit der Basler Mission hervorgegangen ist

und heute eine Partnerkirche von Mission 21 ist. Oder Tai Yiu Ting, Rechtsprofessor, und viele andere. Für sie alle ist der Einsatz für Demokratie eine selbstverständliche Folge des christlichen Glaubens.

Das Problem ist, dass die chinesische Führung das genau so sieht – und deshalb das Christentum als eine Bedrohung wahrnimmt. Die Wahrnehmung der politischen Führung in Beijing, dass unter den mit enormer Ausdauer für Demokratie demonstrierenden Hongkonger Aktivisten überdurchschnittlich viele Christen waren, ist wohl einer der wichtigen Gründe, weshalb die Unterdrückung und Drangsalierung von Christen in China unter Xi Jinping in den vergangenen fünf Jahren so massiv zugenommen hat. Und vielleicht schwingt auch die Erinnerung mit, dass es schon einmal eine christliche Protestbewegung gegeben hat, die Taiping-Revolution im 19. Jahrhundert, die stark vom christlichen Glauben inspiriert war und die Qing-Dynastie an den Rande des Zusammenbruchs geführt hatte. Die Taiping-Revolution ist übrigens eng verbunden mit der Geschichte der Basler Mission, denn sie kam zunächst von den Hakka-Chinesen. Und die frühesten Basler Missionare standen in engem Kontakt mit einigen Taiping-Revolutionären. Das ist Teil einer Geschichtswissenschaft, die zunehmend Mission nicht einfach verkürzt als Teil des Kolonialismus abtut, sondern als ein Element in einem breiteren Zusammenhang der sozialen Transformation. Es freut mich, dass immer wieder junge Akademiker aus China zu mir kommen, die in ihrer Erforschung der Missionsgeschichte auf die Basler Mission stossen und mit verblüffend detaillierten Kenntnissen aufwarten.

Fazit

Meine Arbeit, sei es der theologische Unterricht oder die Gefangenenseelsorge, bringen mir weiterhin herausfordernde und inspirierende Begegnungen. In den vergangenen Monaten hat mir ein von der Universität finanziertes Forschungsprojekt zudem öfters Gelegenheit gegeben, Gefängnisse ausserhalb Hongkongs zu besuchen, insbesondere in den Philippinen, aber auch in anderen Teilen Südostasiens. Ich werde darüber in einem nächsten Rundbrief berichten.

Unsere Tochter Pina ist die einzige, die noch bei uns in Hongkong lebt. Sie hat noch einhalb Jahre bis zum Mittelschulabschluss. Elia hat sein Geschichtsstudium in Konstanz begonnen und ist daran, sich in den europäischen Kontext einzuleben. Er findet den Unterschied zwischen Deutschland und Asien beträchtlich. Joel wird in diesem Jahr das Grundstudium der Architektur abschliessen. Für Gabi hat sich beruflich nichts geändert; sie ist weiterhin als Yogalehrerin und Reiseleiterin tätig.

Wir wünschen Euch alles Gute in diesem neu angebrochenen Jahr, herzlich
Tobias



Spenden können gerne auf eines der folgenden Konten überwiesen werden
(für projektgebundene Spenden bitte Projektnummer 222.1012 angeben):

Mission 21, Missionsstrasse 21, Postfach 270, CH-4009 Basel

Schweiz: PostFinance, SWIFT POFICHBE, IBAN CH58 0900 0000 4072 6233 2

Deutschland: Sparkasse Lörrach-Rheinfelden,

SWIFT SKLODE66, IBAN DE39 6835 0048 0001 0323 33

Impressum

Herausgeber:

Mission 21, Missionsstrasse 21, Postfach 270,
4009 Basel, Schweiz
Alle Bilder © Mission 21,
sofern nicht anders erwähnt.

Tobias Brandner

Flat S2 Chung Chi Staff Quarter
Chinese University of Hong Kong
Shatin, N.T.

Hongkong

Tel: +852 27 15 71 42

E-Mail: tobiasbran@gmail.com

Mission 21 setzt in 20 Ländern in Afrika, Asien und Lateinamerika zusammen mit 70 Partnerorganisationen Zeichen der Hoffnung auf der Grundlage des Evangeliums. In rund 100 Projekten stehen Armutsbekämpfung, Bildungsarbeit, Gesundheitsförderung, Friedensarbeit und Frauenförderung im Mittelpunkt. Mission 21 hat den Status einer gemeinnützigen Organisation und wird unterstützt vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund sowie von der eidgenössischen Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit.